

KARL OVE KNAUSGÅRD
IM SOMMER



KARL OVE KNAUSGÅRD
IM SOMMER

Mit Aquarellen von Anselm Kiefer

Aus dem Norwegischen
von Paul Berf

LUCHTERHAND

JUNI

- Rasensprenger 11
- Kastanienbäume 15
- Kurze Hosen 19
- Katzen 23
- Campingplätze 29
- Sommernacht 33
- Sommernachmittag 37
- Intelligenz 41
- Schaum 45
- Birken 51
- Schnecken 55
- Rote Johannisbeeren 59
- Sommerregen 63
- Fledermäuse 67
- Sjekte 71
- Wölfe 75
- Tränen 79
- Mixer 85

Tagebuch, Juni 91

JULI

Rasen 243

Eiswürfel 247

Möwen 251

Taufliegen 255

Kirschbäume 259

Makrelen 263

Wespen 267

Stuntshow 273

Spielplätze 277

Die Fledermaus 281

Grill 287

Sting 293

Schmalblättriges Weidenröschen 297

Hunde 301

Gjerstadholmen 307

Mücken 311

Ohnmacht 317

Gletschertöpfe 325

Tagebuch, Juli 329

AUGUST

Kleider 411

Eiscreme 415

Salz 421

Regenwürmer 425

Ekelöf 429

Fahrrad 433

Backer 437

Zynismus 441

Pflaumen 445

Haut 449

Schmetterlinge 453

Eier 457

Fülle 461

Erdwespen 465

Zirkus 469

Wiederholung 473

Krebsfischen 477

Marienkäfer 481



JUNI



Rasensprenger

Mir ist nie wirklich bewusst gewesen, dass ich einen Rasensprenger besitze, er ist nur eines von vielen Dingen gewesen, die ich anschaffte, als wir dieses Haus kauften, ähnlich wie der Rasenmäher, die Gartenscheren, die Harken und alle anderen Gerätschaften, die zu einem Garten gehören. Obwohl ich den Schlauch unzählige Male an den Wasserhahn im Flur des Sommerhauses geschraubt habe, das Wasser erst zischen, danach rauschen hörte und anschließend sah, wie sich im Garten der dünne Wasserstrahl erhob, etwa fünf Meter hoch, häufig im Sonnenlicht glitzernd, um langsam wehend zur einen Seite zu fallen, sich danach erneut zu heben und zur anderen Seite zu fallen, in dieser Bewegung, die für mich seit jeher einer winkenden Hand gleicht, habe ich ihn nie mit mir oder meinen Habseligkeiten verbunden, als würde das, was er verkörpert, nicht mich verkörpern, oder, anders ausgedrückt, dass mein Leben hier nicht wirklich das meine ist, sondern lediglich etwas, worin ich mich in diesem Moment rein zufällig befinde. Eine so große Schlussfolgerung aus etwas so Kleinem wie einem Metallbügel voller Löcher zu ziehen, durch die Wasser strömt, mag reichlich übertrieben wirken, aber von allen Dingen, die mir aus den Sommern meiner Kind-

heit in Erinnerung geblieben sind, ist der Rasensprenger das emblematischste, der Einzelgegenstand, der im Gedächtnis die meisten Stimmungen und Geschehnisse an sich versammelt und die meisten Assoziationen auslöst. Jeder Haushalt in unserer Siedlung besaß einen Rasensprenger, und alle waren vom gleichen Typ, so dass dieser glitzernde Bogen aus dünnen Wasserstrahlen an sonnigen Sommertagen überall zu sehen war. Oft waren die Rasenflächen, auf denen sie standen, menschenleer, als lebten sie ihr eigenes, selbständiges Leben als eine Art große, freundliche, wasserbasierte Wesen. Wenn das Wasser auf dem Gras landete, war das Geräusch nahezu unhörbar, nicht mehr als ein leichtes und feines Rieseln, das manchmal vom Rauschen des Schlauchs oder des Wasserhahns übertönt wurde, wenn dieser nicht ganz aufgedreht war, während das Geräusch zu einem Rascheln oder sogar Knattern anschwellen konnte, falls der Rasensprenger so aufgestellt war, dass sein Wasser die Blätter an Sträuchern oder Bäumen traf. Diese Laute, die gewissermaßen systematisch und geduldig, wie von einer sorgsam Arbeit herrührend, lauter und leiser wurden und ebenfalls zu der Wahrnehmung beitrugen, dass dieser Wasserbogen ein selbständiges Geschöpf war, dauerten manchmal den ganzen Tag und bis in den Abend hinein an, unberührt von den übrigen Aktivitäten der Bewohner, zuweilen auch die Nacht hindurch, obwohl das nur selten vorkam, da es aus irgendeinem Grund als un-

passend galt, in der Dunkelheit zu wässern. Bei uns zu Hause bestimmte mein Vater über den Rasensprenger, ich kann mich nicht daran erinnern, jemals meine Mutter dabei beobachtet zu haben, wie sie ihn umstellte oder das Wasser auf- und zudrehte, ohne dass ich zu sagen wüsste, warum das so war. Der Wasserhahn befand sich in der Waschküche im Keller, und der Schlauch führte durch ein schmales, rechteckiges Kellerfenster in den Garten, das sich drinnen ganz oben, gleich unter der Decke befand, wohingegen es draußen weit unten, unmittelbar über dem Erdboden lag. Dass sich dieses Fenster nicht schließen ließ, solange Vater den Rasen sprengte, löste in mir ein leicht schmerzliches Gefühl aus, während die unterschiedliche Höhe des Fensters innen und außen andererseits magisch und anziehend wirkte. Der Bogen aus Wasser und all seine Aspekte, visuell und akustisch, sowie der Nutzen für den Garten standen für etwas bedingungslos Gutes. Die Tatsache, dass ich heute selbst Herr über einen Rasensprenger bin und ihn anschließe und an verschiedenen Stellen in meinem eigenen Garten aufstelle, sollte mir deshalb etwas bedeuten, nicht unbedingt viel, aber doch ein bisschen, da das Leben, das ich damals nur beobachtete – das Leben der erwachsenen Männer und Frauen –, nun zu meinem eigenen geworden ist, zu etwas, das ich nicht länger von außen betrachte, sondern von innen ausfülle. Das tut es jedoch nicht, es bereitet mir keine besondere Freude, den Rasensprenger anzuschließen, nicht

mehr jedenfalls, als es mir Freude bereitet, mir ein Brot zu schmieren oder die Schuhe auszuziehen, sobald ich ins Haus komme. Heute ist es die Welt des Kindes, die ich von außen betrachte, und welches Bild könnte diese Asymmetrie adäquater darstellen als das Kellerfenster, das sich zugleich hoch unter der Decke und tief unten am Erdboden befindet?

Kastanienbäume

Wir haben einen Kastanienbaum im Garten, der in der Ecke zwischen den beiden Häusern steht und mehr als zwanzig, vielleicht sogar fünfundzwanzig Meter in die Höhe ragt. Die längsten Äste spreizen sich sicherlich zehn Meter weit vom Stamm ab, und als eine der ersten Maßnahmen, die ich nach unserem Einzug ergriff, sägte ich die untersten ab, da einige den Weg zwischen den Häusern teilweise versperrten, während andere über das Dach gewachsen waren und auf diesem ruhten. Doch obwohl diese Kastanie so groß ist – aus der Ferne ist sie es, die man von unserem Anwesen sieht, nicht die Hauserdächer – und obwohl ich in sie geklettert bin und an ihr herumgesägt habe, ist sie mir doch niemals aufgefallen, habe ich nie an sie gedacht. Ganz so, als existierte sie überhaupt nicht. Inzwischen erscheint es mir unfassbar, dass ich fünf Jahre Seite an Seite mit einer so großen Schöpfung gelebt habe, ohne sie zu sehen. Was ist das für ein Phänomen, etwas zu sehen, ohne es zu sehen? Wahrscheinlich geht es darum, dass die Dinge, die wir sehen, keinen Eindruck hinterlassen. Aber worin hinterlässt das, was wir tatsächlich sehen, einen Eindruck? Wir sagen, dass etwas unserem Leben einen Sinn gibt, als wäre der Sinn etwas, was wir geschenkt bekommen, aber im

Grunde glaube ich, dass es sich umgekehrt verhält, wir sind es, die dem einen Sinn geben, was wir sehen. Und diesem Kastanienbaum, den ich betrachte, da ich diese Zeilen schreibe, habe ich keinen Sinn gegeben. Er war da, und ich wusste durchaus, dass er da war, es war ja nicht so, dass ich auf dem Weg zwischen den Häusern gegen ihn lief, aber er hatte keine Bedeutung für mich und damit keine reale Existenz.

Dann ergab es sich, dass ich in diesem Frühjahr und Sommer mit den Bildern des Malers Edvard Munch gearbeitet habe. Immer wieder habe ich mir all seine Gemälde angesehen, und die meisten von ihnen sind mir vertraut geworden. Er malte mehrere Kastanienbäume, und vor allem eines dieser Gemälde hat bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Es zeigt einen Kastanienbaum an einer Straße in einer Stadt und ist fast impressionistisch gemalt, womit ich meine, dass sämtliche Oberflächen eher als Farben, weniger als solide Objekte erscheinen, sie sind eher für das Auge als für die Hand, eher für den Augenblick als für die Dauer. Der Kastanienbaum blüht, und die weißen Blüten sind wie kleine Pfosten in alldem Grün gemalt, in dem sie leuchten wie Laternen. Wenn ich zu dem Kastanienbaum vor meinem Fenster hinausschaue, ähneln seine Blüten in nichts den Blüten, wie Munch sie malte – sie sehen nicht aus wie vertikale Striche, sondern wie kleine, in vier oder fünf Etagen angeordnete Bäsche, auch sind sie nicht kreideweiß, sondern

weisen Nuancen von Beige und Braun auf. Trotzdem führte Munchs Bild dazu, dass ich, als der Baum Ende Mai blühte, zum ersten Mal begriff, dass da ein Kastanienbaum steht. Das Gleiche ist mit den Bäumen geschehen, die auf dem Weg ins Zentrum von Ystad auf den Bürgersteigen die Straße säumen, die parallel zur Eisenbahnlinie am Hafenbecken verläuft, wo die großen Fähren nach Polen und Bornholm thronen. Das sind ja Kastanienbäume, dachte ich, als sie anfangen zu blühen. Und es lag nicht am Namen, nicht daran, dass ich nunmehr sagen konnte, dass es Kastanien waren, was ich früher nicht hätte sagen können – denn das hätte ich durchaus gekonnt, da ich die ganze Zeit über sehr wohl gewusst hatte, was für Bäume das waren –, entscheidend war vielmehr, dass die Kastanienbäume jetzt einen vertrauten Platz in meinem Bewusstsein einnahmen. Und ich denke, diese Vertrautheit meinen wir, wenn wir über das Authentische sprechen. Denn Vertrautheit hebt radikal die Distanz auf, die in allen Theorien des vorigen Jahrhunderts zur Entfremdung eine so zentrale Rolle gespielt hat und in unserer Sehnsucht nach dem Greifbaren weiterwirkt, das wir als der Wirklichkeit näher stehend erleben. Die Pole sind nicht Moderne und Antimoderne, Fortschritt und Rückschritt, das ergibt sich nur aus der Balance zwischen Vertrautem und Nicht-Vertrautem, daraus, wo man den Schwerpunkt setzt, was wiederum davon abhängt, was wir benötigen und mit unserem Leben wollen. Wollen wir

uns die Kastanie aneignen, wollen wir sie sehen und ihr in unserem Inneren Raum zugestehen, wollen wir jedes Mal, wenn wir an ihr vorbeikommen, ihre Gegenwart, ihren ganz eigenen Platz in der Wirklichkeit spüren? Was die Kastanie artikuliert, was sie ausdrückt, ist nichts als sie selbst. Und vielleicht gilt ja für uns das Gleiche, dass alles, was wir artikulieren, was wir ausdrücken, nichts ist als wir selbst? Eine bestimmte Gegenwart an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit? Immer öfter denke ich, dass die Gedanken nur etwas sind, was mich durchströmt, dass die Gefühle nur etwas sind, was mich durchströmt, und dass ich ebenso gut ein anderer sein könnte und es nicht entscheidend ist, wer ich bin, sondern dass ich bin, was so auch für den Kastanienbaum gilt, der in diesem Moment still brütend vor dem Fenster steht, mitten in seinem Wirbel aus grünen Blättern und weißen Blüten.

Kurze Hosen

Ich trage heute eine kurze Hose, sie ist moosgrün und reicht mir bis knapp über die Knie, und obgleich sie in der Hitze bequemer ist als eine lange Hose, haftet ihr doch etwas leicht Unangenehmes an, als würde sie mich kleiner machen, als wäre ich zu alt für sie. Der Begriff selbst, kurze Hose, ist in seiner simpel beschreibenden Art infantil, eine Bezeichnung, die sich ein Kind hätte einfallen lassen können, verwandt mit Fuß Ball, Kletter Baum, Nuckel Tuch, Holz Schuh. Schreibe ich stattdessen, dass ich heute Shorts trage, empfinde ich das gleich als weniger kindisch, und ergänze ich, dass sie olivgrün sind, klingt es nicht mehr, als hätte ich ein Kleidungsstück für einen Zehnjährigen angezogen, sondern eher eins für einen jungen Mann Anfang zwanzig, der unterwegs zu einem Musikfestival ist. Mitte der neunziger Jahre las ich einen Roman, der mich sehr beeindruckte und mir eine Form für Strömungen und Bereiche in mir gab, die bis dahin undefiniert geblieben waren. Es war *Ein Kind zur Zeit* des britischen Autors Ian McEwan. Die Handlung kreist um das größte Grauen von allen, um ein Kind, das verschwindet, aber mir ging eine der parallelen Handlungsebenen des Buchs nicht mehr aus dem Sinn, in der es um Regression und Infantilität geht – ein

Mann, der, wenn ich mich recht erinnere, Parlamentsabgeordneter ist, fällt in die Kindheit zurück, er trägt kurze Hosen und beginnt, in Bäume zu klettern, in denen er Baumhäuser baut und spielt, wie er es als Kind getan hat. Ich empfand das als grotesk, denn der Fall war in einem ganz anderen Maß und auf eine ganz andere Weise jeglicher Würde beraubt als der Fall in den Alkoholismus oder die Drogensucht. Gleichzeitig fühlte ich mich davon jedoch auch angezogen, denn ich war nicht nur von einer großen Nostalgie allem gegenüber erfüllt, was mit meiner Kindheit zusammenhing – dem Geruch schmelzenden Schnees und dem Anblick der weißen Eiskanten, von denen Wasser auf die Straße rann, zum Beispiel unter einem dunstigen Himmel, beschwor zuweilen eine Sehnsucht danach herauf, in die damalige Zeit zurückzukehren, in der ich das Gleiche als Kind erlebt hatte, die so intensiv war, dass es schmerzte –, ich sehnte mich auch danach, so umhegt zu werden, wie ich es damals wurde. Nicht direkt, nicht einmal in Worte gefasst, denn ich las McEwans Roman, und all diese vagen, uneingestanden Gefühle flossen in eine Form zusammen, so dass ich sie von außen, als etwas Objektives in der Welt betrachten konnte. Das Groteske daran stand mir ebenso klar vor Augen. Der Erwachsene, der noch einmal Kind sein will, ist noch grotesker als der Alte, der noch einmal jung sein will, und diese Erkenntnis nutzte ich, um meinen ersten Roman zu schreiben, in dem die Sehnsucht

danach, ein Kind zu werden, in die Sehnsucht nach dem Kind transformiert wurde – ich entsann mich der intensiven Gefühle, als ich mich, noch in der Grundschule, die allerersten Male verliebte, und ließ die Hauptfigur darin eintauchen und sich in ein Kind verlieben. Heute erscheinen mir diese Sehnsucht und die Gefühle seltsam, und als ich heute Morgen die kurze Hose anzog, da es erneut ein heißer Tag zu werden versprach, verspürte ich ein schwaches Unbehagen angesichts dieser Form, angesichts der Lebensverleugnung in diesem Zurückblicken, und musste mir selbst sagen, dies ist nur ein Stück Stoff, das die Beine unbedeckt lässt. Aber auch wenn die Nostalgie vorbei oder bis zur Unkenntlichkeit verwässert ist, weiß ich doch, dass in mir andere solcher unbewussten Strömungen und Muster existieren – so habe ich mich als Erwachsener stets in Beziehungen begeben, die an jene in meiner Kindheit erinnerten, und so nahm die Person, die ich liebte, die gleiche Position ein wie mein Vater, sie war jemand, den ich besänftigen, jemand, den ich zufriedenstellen wollte, den ich fürchtete und von dem ich mich zugleich bezaubern lassen konnte – und erwachsen zu werden bedeutet vielleicht mehr als alles andere, sich von solchen Mustern zu lösen, indem man sich ihrer bewusst wird und sie sich eingesteht, damit man in einem Bündnis mit demjenigen leben kann, der man ist oder sein will, und nicht mit dem, der man war oder sein wollte. An alten Mustern festzuhalten hat den Vorteil, dass sie

einem Sicherheit geben, so schmerzhaft oder zerstörerisch sie auch sein mögen. Das Freie ist unsicher, in der Freiheit kann alles Mögliche passieren, und eines der Paradoxe des Lebens, jedenfalls eines der Paradoxe meines Lebens, besteht darin, dass ich heute, unterwegs ins Offene und Freie, keine Verwendung mehr dafür habe; im ersten Teil meines Lebens, bevor ich vierzig wurde, als alle Möglichkeiten vor mir lagen, hätte ich dies gebrauchen und mich daran erfreuen können. Denn was will ein Mann mittleren Alters in kurzer Hose mit Freiheit?

Katzen

Gestern Nachmittag lag im Gras unter dem Kastanienbaum ein Kaninchenkopf. Die Augen fehlten, und das Gesicht war so malträtirt worden, dass ich das Tier nur anhand seiner langen Ohren als Kaninchen identifizieren konnte. Die Katze hatte es getötet, es war das zweite Kaninchen, das sie innerhalb von zwei Tagen totgebissen hatte, beide Male mit demselben Modus Operandi, ein abgerissener Kopf, der ohne Augen und mit blutigem Fell im Garten zurückgelassen wurde. Während ich dies schreibe, sitzt die Katze in der Fensternische, schaut ins Haus hinein und wartet darauf, dass drinnen jemand aufsteht, sie sieht und hereinlässt. Es ist eine Sibirische Katze mit langem, grauschwarzem Fell und buschigem Schwanz, die von der Frau, der wir sie abkauften, Amaga getauft wurde, ein Name, den sie weiterhin trägt. Amaga schläft gern in Hohlräumen, je enger, desto besser, scheint es, Kisten, Kartons, Koffer, Puppenwagen, aber auch Fensternischen, Treppenstufen, Betten, Sofas und Stühle sind Plätze, an denen sie sich hinlegt. In unserem Haus lebt sie am ehesten als eine Art Untermieterin, sie kommt und geht, wann sie will, frisst ihr Futter an einem eigenen Ort, verschläft die Tage, ist die ganze Nacht draußen. Gelegentlich schauen Bekannte von ihr vorbei, ich sehe sie

manchmal im Garten sitzen und darauf warten, dass sie herauskommt. In der Charakterisierung der Rasse heißt es, sie sei sensibel und leistungsfähig, und obwohl diese Beschreibung extrem anthropomorph ist, trifft sie dennoch recht gut die Art, wie ich sie erlebe. Als ich aufwuchs, hatten wir mehrere Katzen, und alle hatten verschiedene Persönlichkeiten, von der scheuen, aber sanften Sofi, einer grauen, langhaarigen Norwegischen Waldkatze, zu ihrer Tochter Mefisto, ebenfalls langhaarig, ganz schwarz und sowohl eleganter als auch hingebungsvoller als die Mutter, bis zu deren Sohn Lasse, der impulsiv, unkontrolliert und unübersehbar bedeutend dümmer war als seine Vorfahren. Schon wenn man ihn nur ansah, begann dieser Kater zu schnurren, er wurde niemals richtig stubenrein und liebte es, wenn man mit ihm schmuste. Dieses Schmusen war zweifellos der Höhepunkt in seinem Leben, weshalb er versuchte, es in Orgien in Körperkontakt zu verwandeln, seine Nase lief, die Pfoten fuhren mit ausgefahrenen Krallen auf und ab, er legte sich auf den Rücken, spreizte die Beine, rieb sich an allem, woran er sich nur reiben konnte. Lasse besaß weder Würde noch Integrität, und als er anfang, Mefisto zu verjagen und das Haus für sich allein in Beschlag zu nehmen, wurde er schließlich zum Tierarzt gebracht, wo ihn sein Schicksal ereilte. Amaga ist Lasses Gegenteil, ihre Integrität ist absolut, und obwohl sie genauso scheu ist wie Sofi, ist sie längst nicht so sanftmütig. Sie hat etwas Scharfes in

ihrem Charakter, was selbst dann noch spürbar ist, wenn sie sich kraulen lässt, denn obwohl sie schnurrt und die Augen schließt, wenn man sie streichelt, bleibt sie zugleich stets wachsam; sie kann sich jederzeit abwenden, aufstehen und auf den Fußboden hinunterspringen, um sich zurückzuziehen. Als wir vor zwei Jahren einen Hund bekamen, ging sie als Erstes zum Angriff über, sie kratzte ihn neben dem Auge, so dass Blut floss, und von da an hatte der Hund panische Angst vor ihr, sie bestimmte völlig über ihn. Für das Mädchen, das wir ein Jahr zuvor bekommen hatten, interessierte sie sich anfangs nicht, als es dann jedoch gehen lernte und der Katze hinterherstolperte, duckte Amaga sich fast schildkrötenhaft auf den Boden und lief davon, wie sie es immer tut, wenn sie Gefahr wittert. Tatze, Tatze, rief das Mädchen – das war ihr Name für die Katze, was natürlich hilfreich war, denn so konnte ich, wenn ich das Tier sah, stets auf sie zeigen und »da ist die Tatze« sagen – und versuchte, sie zu erwischen, indem sie nach dem Schwanz griff. Normalerweise gelang ihr das nicht, schließlich war Amaga viel schneller und huschte einfach davon, es sei denn, sie schlief, und wenn wir dann nicht rechtzeitig zur Stelle waren, fauchte Amaga das Mädchen an, und wenn die Kleine sich davon nicht abschrecken ließ, kratzte die Katze sie. Zwei Mal ist das passiert, und seither hat sie Respekt vor Tatze, wirft nicht mehr mit Dingen nach ihr, greift nicht nach ihrem Schwanz, möchte sie aber gerne strei-

cheln, was sie auch darf, obgleich ich nicht glaube, dass die Katze etwas davon hat, denn wenn die kleine Kinderhand durch das weiche und oft verfilzte Fell streicht, liegt sie nur angespannt und mit wachsamen Augen da. Diese Selbstbeherrschung ist bewundernswert, wenn man bedenkt, dass ihre Instinkte sie ansonsten zu durchgebissenen Kehlen und einem Schwelgen in Blut und Augen führen. Ja, durch das Zusammenleben mit der Katze stellt sich mir inzwischen die Frage, was eigentlich Instinkte sind. Früher habe ich sie mir als eine Art automatische Handlungen vorgestellt, als etwas vorprogrammiert Unveränderliches bei Tieren, getrennt von dem Wenigen, was sie an Gedanken und Gefühlen besitzen, und dass sie zu zähmen bedeutete, ihnen ein anderes System zu implantieren, das ebenso automatisch war, und dazu führte, dass die Instinkte zurückgedrängt oder in andere Bahnen gelenkt wurden. Dass die Instinkte bei großen Raubtieren stärker waren, etwa bei Löwen und Tigern, und deshalb leichter die Wand durchbrechen konnten, die ihre Zählung errichtet hatte, so dass sie die Menschen, die sie gezähmt hatten, die sie fütterten und für sie sorgten, manchmal ohne Vorwarnung angriffen und in Stücke rissen. Wir können das Instinkt nennen, wir können es Natur nennen, wir können es das wahre Wesen der Tiere nennen. Aber wenn ich einen Löwen oder Tiger im Zoo sehe, habe ich nie das Gefühl, dass das, was wir Instinkte nennen, über sie bestimmt, dass sie ein Spielball ihrer Ins-

tinkte und gewissermaßen eingesperrt in eine kleine Zahl von Reaktionsmöglichkeiten sind. Mir kommt es eher so vor, als würden sie tun, was sie wollen, dass sie eine Handlung nie bewerten oder beurteilen, sondern einfach handeln, und der entscheidende Unterschied zwischen uns und ihnen nicht darin liegt, dass wir denken und sie nicht, sondern darin, dass wir moralische Vorstellungen haben und sie nicht. Ich bin mir sicher, Amaga hat uns aufmerksam beobachtet und weiß genau, wer wir sind, die sechs Mitglieder dieser Familie, die in ihrem Haus wohnt. Ich bin mir außerdem sicher, dass sie uns als eine Art große, dumme Katzen betrachtet, langsam und geistig träge, und selbst wenn sie nicht denken sollte, dass sie uns überlegen ist, bin ich mir doch sicher, dass sie es mit jeder Faser ihres Wesens spürt.

Campingplätze

Ein Campingplatz ist ein abgegrenzter Ort, der zum Übernachten gedacht ist und meist vor den Toren von Städten und größeren Ortschaften, nicht selten in der Nähe von Stränden oder anderen Erholungsgebieten liegt und an dem Reisende gegen Bezahlung in mitgebrachten Zelten oder Wagen die Nacht verbringen können. Außer dem kleinen Flecken Erde von ein paar Quadratmetern, den Zelt- und Wohnwagenbesitzer nutzen, solange sie dafür bezahlt haben, stellt der Campingplatz einige gemeinsam zu nutzende Einrichtungen wie Toiletten, Duschen und einen Kiosk zur Verfügung, in dem die gebräuchlichsten Waren erhältlich sind, sowie häufig auch einen Spielplatz für die Kinder und, wenn der Platz gut ausgestattet ist, ein Schwimmbecken. Der Campingplatz ist mit dem Hotel verwandt, das ebenfalls ein Ort ist, an dem Reisende die Nacht verbringen können, aber während das Hotel verlangt, dass man seine Privatsphäre aufgibt und sein Leben für ein paar Stunden in einem unbekanntem Raum führt, im Laufe der Zeit bewohnt von Hunderten oder Tausenden Menschen, die sich alle diesen vier Wänden untergeordnet haben und sich für einige Stunden von deren Fremdheit einrahmen lassen, kommt der Campingplatz den Reisenden und ihrer Selbständigkeit ent-

gegen, indem er sie ein eigenes, mitgebrachtes Zuhause errichten und so eine Zone von Vertrautheit und Heimlichkeit mitten im Fremden etablieren lässt. Nun könnte man meinen, diese Möglichkeit zur Selbständigkeit wäre der Unselbständigkeit des Hotels überlegen, dass wir in unserer sogenannten individualistischen Gegenwart die Freiheit des Campingplatzes mehr zu schätzen wüssten als die Einengung des Hotels, aber das stimmt natürlich nicht, der Status des Campingplatzes ist gering und in den letzten Jahrzehnten noch gesunken. Der Grund dafür ist eine simple, aber versteckte oder möglicherweise sogar geheim gehaltene Tatsache: Geld und Freiheit sind einander widersprechende Größen. Der sinkende Status des Campingplatzes ist untrennbar mit dem Vormarsch des Wirtschaftsliberalismus und der Privatisierung verbunden, und Geld schafft Unterschiede zwischen Dingen, stuft ab und etabliert Grenzen in einem System, das die Welt umfasst und in dem sich alles, was nicht bewertet werden kann, außerhalb befindet, wodurch das Offene direkt mit dem Wertlosen verbunden ist. Die Freiheit des Wanderers, des Menschen, der geht, wohin er will, und schläft, wo es sich gerade ergibt, existiert heute nur noch in Gestalt des Obdachlosen, der in der gesellschaftlichen Rangordnung ganz unten steht, und von einem Ort zum nächsten zu fahren und seine eigene Wohnstatt und sein eigenes Essen mitzubringen, was auf seine Weise die Welt öffnet und eine Reminiszenz an die Freiheit des Wande-

ers in sich birgt, wird ebenso wenig als erstrebenswert betrachtet. Man denke nur an die Roma und ihren Status in der Gesellschaft. Es gibt also eine Skala von dem obdachlosen Menschen, der auf Bänken und in Hauseingängen, in Parks und Stadtwäldern schläft, bis zu dem Menschen, der in riesigen Wohnungen oder Häusern, hinter Alarmanlagen und Portiers in der Lobby lebt. Aus diesem Grund ist es völlig undenkbar, dass ein Mann wie der Unternehmer Kjell Inge Røkke, der aus der Arbeiterklasse stammt, heute jedoch einer der reichsten Norweger ist, im Urlaub zelten geht, obwohl er das vielleicht in der Kindheit mit seiner Familie getan hat, und, falls dies zutrifft, sehr wohl den Geruch von taufeuchten Zeltwänden am Abend und das Geborgenheit schenkende, aber auch spannende Gefühl kennt, zum Klang der leisen Stimmen von den anderen Zelten einzuschlafen, vor denen die Männer und Frauen auf ihren Campingstühlen sitzen und sich in der einsetzenden Sommerdunkelheit unterhalten. Die Freude, unterwegs zu sein, denn am nächsten Tag wird das Zelt abgebaut, das Gepäck wieder im Auto verstaut, fährt man zum nächsten Campingplatz weiter, wo einen alles Mögliche erwarten könnte: Wird es dort ein Schwimmbecken geben? Werden sie dort Softeis verkaufen? Werden dort andere Kinder im selben Alter sein? Wird es Trampoline geben? Liegt der Platz am Meer und hat einen Sandstrand? Liegt er am Fluss, liegt er am Wald, am Berg, an einer Weide, auf der grimmige Ochsen

stehen? Ich erinnere mich noch gut an die Spannung der Campingreisen, die ich in meiner Kindheit erlebte, in den siebziger Jahren, als Camping die populärste Art war, Urlaub zu machen, und man entlang der Straßen vollgepackte Autos stehen sah, neben aufgestellten Campingtischen und Kühltaschen, in einer Zeit, in der man sich noch nicht schämte, mitgebrachtes Essen zu verspeisen (das in der gleichen Beziehung zum Restaurant steht wie das Zelt zum Hotel), weil die Leute einfach weniger Geld hatten. Campingplätze gibt es noch, aber da die Menschen heute mehr Geld haben, ist das einzig Logische geschehen: Langsam wurden die mobilen Zelte und Wagen weniger mobil, um sie herum entstanden Gärten, sie wurden mit Annehmlichkeiten und Schmuckgegenständen gefüllt, mit Fernsehern und Computern, Kühlschränken und Wäschetrocknern, und ähnelten so immer mehr normalen Behausungen, in die sie sich nun endgültig verwandelt haben, so dass die Campingplätze nun Orte sind, an denen die Leute das halbe Jahr wohnen, eingezäunt und eingefriedet und unbeweglich, und das Einzige, was an Ortswechsel und Beweglichkeit erinnert, sind die Räder an den riesigen Wagen, die jetzt nicht mehr Freiheit bedeuten, sondern nur noch Symbole für die Freiheit sind. Diese Campingplätze gestalten eine Art erstarrte Sehnsucht, nicht unähnlich der Pose des Poeten, der in seinem Turm sitzt und über das Offene und Freie dichtet.

Sommernacht

Eines Nachts saß ich mit ihr, die ich liebte, auf einer Hotelterrasse, wir waren gerade unten in der Stadt gewesen und hatten in einem Restaurant gegessen, ich war verschlossen und gequält gewesen, sie hatte versucht, mich da herauszuholen, am Ende jedoch aufgegeben, so dass wir nun zwei Menschen waren, die schwiegen und nur ganz selten etwas sagten, um das Schweigen zu brechen, wenn es zu bedrückend wurde. Wir hatten draußen gegessen, in einem Hinterhof, entlang des Zauns wuchsen Rosenbüsche, die Blüten waren groß und blutrot. Der Himmel über uns war blau gewesen, die Häuserdächer um uns herum hatten im Sonnenlicht goldrot geleuchtet. An den anderen Tischen war die Stimmung gut gewesen, viele hatten ihre Mahlzeit beendet, saßen entspannt mit ausgestreckten Beinen und tranken Kaffee oder Wein, unterhielten sich und spielten mit den Händen mit irgendetwas auf dem Tisch herum, mit einer Schachtel Zahnstocher, dem Cognacglas, der Kaffeetasse. Wir zahlten, der Kellner bestellte uns ein Taxi, es war ein Kleinbus, und als er durch die Straßen aus der alten Stadt herausraste, war es, als würden wir und was wir waren, zwischen den vielen Sitzen verschwinden. Das Hotel lag am Ende einer langen Allee, auf einer kleinen Anhöhe über

dem Sund. Unser Zimmer, in dem wir uns seit unserer Ankunft am späten Nachmittag kaum aufgehalten hatten, war weiß, maritim eingerichtet, mit Blick auf das Meer. Sie ließ Wasser in die Badewanne ein, die so groß war, dass in der Breite Platz für zwei bot. Ich löschte das Licht, und wir legten uns in das heiße Wasser. Die Sonne war untergegangen, aber der Himmel war noch hell und schwebte über dem dunklen Wasser. Auf der einen Seite stand schwarz und still ein großer Baum, und über diesem leuchtete ein einsamer Stern. Das muss ein Planet sein, sagte ich. Ja, stimmt, sagte sie. Vertragen wir uns, fragte ich. Natürlich vertragen wir uns, erwiderte sie. Wir liebten uns im Schlafzimmer, zogen uns an und gingen in das Restaurant hinunter, in dem die Tür zur Terrasse offenstand. Das Restaurant war leer, der Barkeeper räumte alles fort und ließ über die Musikanlage leise Jazz laufen. Wir traten auf die Veranda hinaus und setzten uns an einen Tisch. Das Wasser im Sund lag vollkommen still. An dem hellen Himmel waren weitere Sterne aufgetaucht, und hinter den drei alten Laubbäumen, die von dort, wo wir saßen, wie einer aussahen, war der Mond aufgegangen. Ich konnte ihn nicht sehen, nur eine schimmernde, gelbe Säule in dem dunklen Wasser zwischen den Blättern, wusste aber, dass er voll war. Eine Fledermaus schwirrte durch die Luft. Außer der leisen Musik drang kein Laut aus dem Hotel. Alle schliefen. Unten am Wasser quakte mehrmals eine Ente. Von der anderen Seite des

Sundes, wo ein Wald bis zum Wasser hinab wuchs, hallte der Ruf eines anderen Vogels herüber, er stieß einen langen, pfeifenden Ton aus. Dann wurde es wieder still. Ich drehte den Kopf und blickte landeinwärts zu der kleinen Stadt hinüber, in der wir vorhin gewesen waren. Ihre Lichter leuchteten und glitzerten, umgeben von Dunkelheit, unter dem hellen Himmel. Es war eine magische Nacht. Nach einer Weile standen wir auf und nahmen den Pfad zum Wasser hinab, die letzten Meter auf einer steilen Treppe. Ein Holzsteg streckte sich hinaus, und an seinem Ende stand eine Bank, auf die wir uns setzten. Wir sagten nichts, wir mussten nichts sagen, dachte ich, das würde es nur zerstören, denn die Stille lag fast einer Glocke gleich über der Landschaft. Von hier aus sahen wir den Mond hoch über dem Wald, vollkommen rund. Ohne Konkurrenz von Bergen oder Städten gehörte ihm der Himmel. Obwohl das Wasser um uns still und glatt lag, schien es sich zu heben, dachte ich. Das eine oder andere leise Plätschern war zu hören, es kam von Fischen, die kurz auftauchten. Ist das nicht schön, sagte ich. Doch, sagte sie. Es ist sehr schön. Und bald wird es langsam hell, sagte ich. Ja, sagte sie. Dass es unsere letzte gemeinsame Nacht sein sollte, wusste in dem Moment keiner von uns, aber an den nächsten beiden Tagen kam alles, was zwischen uns gestanden hatte, zur Sprache, und wir fanden keinen anderen Weg, es zu bewältigen, als uns zu trennen. Bis heute schmerzt es mich, daran zu denken,

dass wir in jener Nacht zusammen waren, der schönsten, die ich jemals erlebt habe, und sie nicht auf gleiche Weise erlebt haben können, wie ich es damals geglaubt hatte. Das Wir, das ich so intensiv empfand, galt nur für mich.

Sommernachmittag

Früher an jenem Tag, der unser letzter gemeinsamer sein sollte, waren wir in einer anderen Stadt gewesen, und nachdem wir durch die provinzielle Fußgängerzone gegangen waren, an dem Rathaus im Renaissancestil und der großen Backsteinkirche vorbei, gelangten wir in einen Park und legten uns in seiner Mitte aufs Gras. Abgesehen von ein paar Mädchen im Teenageralter, die vielleicht dreißig Meter hinter uns auf einer Bank im Schatten eines Baumes saßen, war kein Mensch zu sehen. Von überallher ertönte Vogelgesang. Normalerweise fällt er mir nicht auf, nun hörte ich nichts anderes. Ist es nicht eigenartig, dass die Vögel so singen, dass auch wir es schön finden, sagte ich. Es müsste ja nicht so sein. Ja, sagte sie. Im Garten meiner Eltern gibt es ein paar Vögel, die sich ganz furchtbar anhören. Nur einzelne heisere, hässliche Töne. Und dann die Möwen. Sie sind die ekligsten Vögel, die ich kenne. Wenn sie groß sind, erinnern sie einen an Dinosaurier. Es sind Dinosaurier, erwiderte ich. Das weiß ich, sagte sie. Aber nicht alle Vögel lösen diese Assoziation aus. Die Vögel hier im Park tun es zum Beispiel nicht. Stimmt, sagte ich und dachte an Dinosaurier, die wie kleine Vögel sangen. Das hätte unser gesamtes Bild von ihnen verändert. Ich sagte jedoch nichts mehr dazu, son-

dern zündete mir eine Zigarette an und legte mich rücklings ins Gras. Ein paar kreideweiße Wolken trieben über den blauen Himmel. Die Laubbäume raschelten in dem Wind, der nun, am Nachmittag, aufkam. Im Herbst und Winter neigt sich der Tag am Nachmittag dem Ende entgegen und trifft auf eine Wand aus Dunkelheit, im Frühjahr wird er gleichsam verdünnt, wohingegen er sich an einem Sommernachmittag vertieft und reicher wird. Das Licht wird voller, das Blau des Himmels tiefer, und in der Landschaft ist die Wärme der Sonne vom Tag bewahrt worden, an manchen Stellen stärker als anderswo, so etwa im glühend heißen Asphalt oder in der Luft auf kleinen Lichtungen im Wald. Die Seebrise weht vom Meer heran, lässt die Baumwipfel sachte, wie aus einem Schlaf erwachend, wanken, während die Blätter mit Geräuschen wie von einem rauschenden Bach oder von einem langgezogenen, genüsslichen Seufzer flattern. Sieh mal, dahinten, sagte sie, der Baum, siehst du, wie er leuchtet? Ich setzte mich auf und schaute zu dem Baum hinüber, in dessen Richtung sie genickt hatte. Er wuchs am anderen Ufer des schmalen Flusses, der an dem Park vorbeifloss. Das Bett, dem er folgte, war so tief, dass wir das Wasser nicht sehen konnten. Die Lichtreflexe, gleichsam zart und durchsichtig, die über den dicken Baumstamm flackerten, schienen deshalb aus dem Baum selbst zu kommen. Wir saßen da und beobachteten es. Das Licht bewegte sich wie Wasser, wogend und rieselnd. Ich dachte daran, wie

es bloß möglich war, in eine Schule zu gehen und wild um sich zu schießen, alle zu töten, die man sah, Kinder und Erwachsene, wenn die Welt doch so ruhig und schön war, voller Vogelgesang und Sonnenlicht, strömender Flüsse und regungsloser Bäume. Wahrscheinlich war es so, weil das, was ist, und das, was geschieht, zwei verschiedenen Kreisläufen folgt, weil das Unveränderliche und sich Wiederholende, der Stillstand und die ewige Schönheit der Welt, etwas sind, was der andere Kreislauf, der Handlungen und Triebe, der in allem Wesentlichen der Kreislauf des Menschen ist, nur flüchtig streift. Werden diese Kreisläufe nicht offengehalten, sind auch sie nicht hell und frei, sondern verengen und verdunkeln sich, was mit uns allen in einem höheren oder geringeren Maße geschieht, dann sind sie es, die wichtig werden, sind sie es, die wir werden. Und das, bloß Mensch zu sein, und nicht Mensch in der Welt, ist gefährlich. Es ist immer schon gefährlich gewesen und wird immer gefährlich bleiben. Das dachte ich, als ich das vom Wasser reflektierte Licht betrachtete, das an diesem Sommernachmittag über den Stamm huschte, und wusste gleichzeitig, dass ich mich immer daran erinnern würde, weil ich es zusammen mit ihr sah.



Karl Ove Knausgård

Im Sommer

Mit Aquarellen von Anselm Kiefer

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 496 Seiten, 13,0 x 20,5 cm
11 farbige Abbildungen

ISBN: 978-3-630-87513-2

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Mai 2018

Die Jahreszeiten-Bände von Karl Ove Knausgård: "Im Sommer" ist der vierte und letzte Teil einer grandiosen Liebeserklärung an das Leben und die sinnlich erfahrbare Welt - geschrieben von einem Vater für seine jüngste Tochter.

Knausgård schreibt über Wassersprenger und Schnecken, Rote Johannisbeeren und Tränen, über Weidenröschen, den Zirkus, Marienkäfer und das Fischen von Krabben. Er führt auch Tagebuch, in dem die kleinen Ereignisse im Leben einer Familie vor dem Hintergrund all dessen registriert werden, was ein Sommer an Gedanken, Erinnerungen, Sehnsüchten, Erlebnissen von Kunst und Literatur zum Leben erweckt.

"Die Zeit ist abgründig, die Sicht, die man als Kind hat, reicht nicht weit. Für mich war die Kindheit meiner Großeltern außer Reichweite, sie war etwas, worüber ich nichts wusste – und für meine Kinder ist die Kindheit meiner Eltern außer Reichweite! Von ihren Urgroßeltern in Westnorwegen, bei denen ich jeden Sommer verbrachte, haben sie keine Ahnung. Es nützt nichts, dass ich von ihnen erzähle, sie können das an nichts festmachen, die Menschen, die in den Geschichten auftauchen, sind tot und sind es während ihres ganzen Lebens gewesen. Der Keller mit den Steinwänden und dem oftmals feuchten Boden mit dem Abfluss, in den das Wasser rieselte, die weißen Schüsseln, mit den Bergen glänzend roter Johannisbeeren darin, die Milcheimer, der kleine Traktor und all die anderen Dinge, die in meiner Erinnerung leuchten, sagen ihnen nichts, denn die Welt wird von innen erleuchtet, von innen heraus entsteht die Bedeutung der Dinge und Orte."



[Der Titel im Katalog](#)